

**Predigt von Landesbischof Christoph Kähler
am Sonntag „Trinitatis“ (11. Juni 2006)
anlässlich der Bachwoche in Greifswald**

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Bachwochengemeinde in Greifswald!

Die Szene spielte sich nicht lange vor dem 11. September 2001 ab.
Ein Heidelberger Theologieprofessor hat sie mir selbst berichtet!

Theo Sundermeier fuhr mit seinen Studierenden nach Mannheim in eine große Moschee. Sie waren verabredet mit jungen Muslimen. Ein Dialog zwischen den Studierenden und islamischen Gläubigen sollte dort stattfinden. Zunächst begann das Gespräch höflich und freundlich. Die Partner wurden dann nach und nach miteinander warm und muteten sich allmählich auch die heißeren, die strittigen Probleme zu.

Schließlich kam von den jungen Türken eine wesentliche Frage: Wie passen für euch Christen eigentlich die Trinität, die drei Personen, also die Vorstellung von Gott, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, und das Bekenntnis zu dem einen und einzigen Gott zusammen?

Was antworteten diese Studenten der Gottesgelahrtheit? Ganz locker kam es über ihre Lippen: „Vergiß es! Das verstehen wir selber nicht.“

Die Reaktion der Gastgeber erfolgte prompt und überraschte, ja erschreckte die jungen Theologen erheblich. Denn damit hatten sie nicht gerechnet: Die Muslime wurden wütend und beschimpften ihre Gäste regelrecht: „Was soll denn das Gespräch zwischen uns? Ihr nehmt ja nicht einmal euren eigenen Glauben ernst! Wie wollt ihr da von uns ernst genommen werden? Und: Nehmt ihr uns mit solchen Sätzen ernst?“

Bedrückt und beeindruckt fuhren die Heidelberger wieder nach Hause. Sie machten sich klar: „Gerade an dieser Stelle müssen wir wohl doch noch einmal nachlesen und nachdenken. Warum eigentlich halten wir einerseits an der Dreieinigkeit fest und glauben doch andererseits nicht an mehrere Götter? Was ist der Sinn dieser alten Lehre?“

Was den Studenten damals passierte, kann auch auf jeden von uns zukommen, wenn nicht mit Muslimen, dann mit anderen Gesprächspartnern. Und es würde vielen von uns vermutlich ähnlich schwer werden, von den drei Personen oder den drei Wesenheiten zu sprechen, die doch nur der eine Gott sind, also von der Trinität.

Nur „vergessen“ wollen und dürfen wir dieses Geheimnis unseres Glaubens nicht, denn es prägt unser ganz normales christliches Leben, angefangen von der Taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes bis zum Beginn jedes Gottesdienstes mit eben diesen Worten, von fast allen Bekenntnissen bis zum Festkalender. Denn wir feiern zu Weihnachten das Werk des Vaters, zu Ostern das Werk des Sohnes und zu Pfingsten das Werk des Heiligen Geistes. Trinitatis ist gewissermaßen ein Prisma, in dem diese drei Festzeiten ihre Strahlen bündeln.

Ist das alles grundlos, unbedacht und zu vernachlässigen? Oder – wie man es in dieser Woche in einer Kirchenzeitung lesen konnte – nur eine alte Vorstellung, heute so der Korrektur bedürftig, wie die einstige „Lehre vom gerechten Krieg“?

Wohl kaum, aber es bedarf des tieferen Nachdenkens – in jeder Generation und für jeden Christen neu.

Genau das nahmen sich schon Bach und sein unbekannter Textdichter vor, als sie diese Kantate für den zweiten Sonntag nach Trinitatis dichteten und komponierten – genau zum Thema des Zusammenwirkens von Vater, Sohn und Geist.

Ich gestehe gern, dass ich längere Zeit intensiven Lesens gebraucht habe, um den Gedankengang und die eine oder andere Feinheit der Kantate, ihres Textes und ihrer Melodien zu begreifen. Beim ersten Hören erschlossen sie sich mir nicht unmittelbar. Eher blieben interessante Wendungen im Ohr, wie der schöne Satz, dass Christus „das Licht der Vernunft“ ist. Das war vor allen deutschen Aufklärern! Ein Satz, den man heute nach allen wenig menschlichen Abenteuern aufklärerischer Vernunft, gern im einzelnen bedenken möchte.

Doch worum geht es, wenn Bach in seiner Zeit und wir uns in unserer Zeit über eine Lehre beugen, die – zugegeben – älteren Datums ist und mit mancherlei philosophischen Konstruktionen belastet scheint? Zunächst und vor allem geht es um die Frage, an welchen Gott wir glauben?

Der alte Spottvers „Juden, Christ und Hottentott glauben all an einen Gott“ hat bis heute so seine Anhänger, auch ernsthafte. Sie meinen, man könne die meisten Religionen auf einen allgemeinen Nenner bringen und für alle auf denselben Gott zurück schließen. Die Unterschiede wären zweitrangig, ja ließen sich bei gutem Willen sogar beseitigen.

Dass diese Versuche auf bittere, ja blutige Erfahrungen mit Religionsstreitigkeiten verweisen, können wir nicht leugnen – im Gegenteil. Nur wir haben inzwischen dieselben schlimmen, ja mörderischen Erfahrungen auch mit denen hinter uns, die meinten im Namen der wissenschaftlichen Weltanschauung alle Religion überwinden zu können.

Darum kann es zunächst in einem echten Dialog zwischen verschiedenen Religionen nicht darum gehen, alle auf einen Nenner zu bringen, also zu abstrahieren, das wäre ein abstrakter, ein blutleerer Glaube. Nein, wir können zunächst nur vorsichtig hören, was die anderen von sich berichten, wir können nachfragen und zu verstehen suchen – ohne vorschnelle Gleichungen. Und wir können, ja müssen, jeder sich selbst kritisch befragen, ob wir unseren eigenen Glauben gut genug verstanden haben und von ihm klar genug berichten können. Und wenn wir scheitern, so wie die

Studierenden in Heidelberg, dann muss es zunächst darum gehen, ein besseres Verständnis, ein mittelbares Verständnis dessen zu gewinnen, was wir tun und denken.

Ich habe in den alten Tagen des marxistisch-christlichen Dialogs hier in Greifswald den Prager Reformphilosophen Milan Machovec selbst gehört: Er beschrieb sein Ziel vorbildlich so: es ginge ihm nicht darum aus Christen Marxisten zu machen, sondern die Christen sollten bessere Christen werden und entsprechend die Marxisten bessere Marxisten. Er jedenfalls war damals für uns Studenten im Frühjahr 1968 sehr glaubwürdig und ansteckend mit seinem Geist der Verständigung ohne falsche Vereinnahmungen und Gleichungen.

Womöglich müssen wir auch in den Gesprächen mit Muslimen zunächst bereit sein, das Andersartige anders und fremd sein zu lassen, aber uns selbst genau genug zu befragen, was wir denn für richtig und lebenswichtig halten.

Solche Nachdenklichkeit kennt auch schon unsere Kantate. Sie richtet an die eigene Adresse die Befürchtung, dass der Teufel nicht allein die Heiden beherrschen kann, sondern in Gottes Haus thront, also in der christlichen Kirche, „weil auch die Christen selbst von Christo laufen“.

Spätestens damit aber lenkt uns der Text der Kantate wieder zurück zum Verständnis der zweiten Person der Trinität und das heißt zu der Frage: Wie können wir den unsichtbaren Gott fassen? Wie können wir uns Gott nähern, ohne seinen Namen für unsere eigensüchtigen Zwecke zu missbrauchen? Wie gelangen wir zu einem tieferen Verstehen der Dreieinigkeit?

Ich bleibe für heute bei den Hinweisen im Text der Kantate. Sie setzt mit dem scheinbar Selbstverständlichsten ein, mit dem Bekenntnis zu dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat: „Die Himmel erzählen (erzählen!) die Ehre Gottes“.

Die Schönheit der Schöpfung, die Wunder der Natur, die Kostbarkeit allen Lebens kann gelesen, gedeutet, ausgelegt,

gehört werden als ein Hinweis auf den Schöpfer, dem wir auch unser eigenes Leben, die eigene Geburt verdanken. Unser Anfang hat einen Anfang in dem, der aller Dinge Anfang ist und alles schafft. Wenn unsere in sich so verschiedene Welt letztlich als Einheit erfasst werden kann, dann nur in dem, dem wir sie verdanken und vor dem wir unseren Umgang mit ihr verantworten müssen.

Doch dann mehrten sich schon unmittelbar am Beginn der Kantate die Hinweise darauf, dass Bach und sein Textdichter keineswegs der Meinung waren, es reiche aus, die Natur zu betrachten, um so schon den Weg zu Gott zu finden. Nein, es bedarf der Boten ohne Zahl, ja es bedurfte des einen Boten, der in besonderer Weise zum Mahl geladen hat. Wir heute hier sind die von den Hecken und Zäunen, die ohne besondere Zuwendung und Einladung verwahrlosen und verhungern würden. Wir würden mit einiger Sicherheit auch die Natur nicht angemessen auffassen und deuten, wenn nicht wir auch der Gnade teilhaftig würden, von der bereits das erste Rezitativ singt.

Anders gesagt: Wenn wir als Christen von dem Gott sprechen wollen, der uns zu sich einlädt, dann können wir es nicht abgesehen von Jesus Christus. Unser Gott ist und bleibt der Gott, den uns Jesus zu sehen gelehrt hat. Es ist der Gott, der in Jesus Christus ein Gesicht gewonnen hat. Es ist der Gott, von dessen Einladung zur Gemeinschaft das Gleichnis von großen Abendmahl erzählt, das wir heute als Evangelium gelesen haben und auf das die Kantate immer wieder anspielt.

Nun könnte da einer kommen und vorschlagen: das Gleichnis könnten wir doch unabhängig von seinem Dichter betrachten und bedenken. Doch so leicht dürfen wir es uns dann doch nicht machen. Denn erst das Schicksal dieses einen Boten, dieses einen Herolds, beglaubigte, kommentierte und vertiefte seinen Anspruch, an Gottes Stelle zu sprechen und zu urteilen.

Die Formel „Glauben wie Jesus: ja, Glauben an Jesus: nein“, macht es sich zu einfach. Sie übersieht den provozierenden Anspruch besonderer Nähe, eines besonderen Verhältnisses zu Gott, den schon dieser Gleichniserzähler gehabt hat; ein Verhältnis, dessen

einzigartige Bestätigung wir immer wieder zu Ostern feiern. Seine Erzählung verlockt auch seine Hörer, die Perspektive Gottes, die Sichtweise dieses Gottes einzunehmen: Wie schade, wenn das Gastmahl scheitern sollte!

Die christliche Gemeinde hat nach Ostern für die enge Verbindung zwischen diesem Menschen und seinem Gott eine Fülle von Bezeichnungen und Bekenntnissen gefunden, die bekannteste und wichtigste: Sohn Gottes. Man mag diesen Anspruch, auf den die frühe Gemeinde mit ihrem Bekenntnis antwortete, ablehnen und für überhöht halten, aber übersehen sollte man ihn redlicherweise nicht. Und schon gar nicht sollte man den Versuch unternehmen, Christentum ohne Christus zu definieren. Denn dann würden wir leugnen, ja bestreiten, dass Gott leidet, so wir ihn in Jesus seinem Sohn im Leiden anwesend sehen, ins Leiden gehen.

Wenn Bonhoeffer formulierte: Christen stehen bei Gott in seinem Leiden, dann hat er genau den Punkt bezeichnet, den wir nicht mit Gott verbinden würden, wenn wir ihn nicht in der Person Jesus kennen gelernt hätten.

Wenn Gott und Jesus so eng zusammengehören, dass man sie nur dann auseinander reißen kann, wenn man das Spezifisch Christliche herauschneidet, was soll dann aber die dritte Größe, der Heilige Geist?

Auch hier halte ich mich an die Hinweise der Kantate. Auch hier ist sie tiefsinniger und geheimnisvoller als ein erstes Hören und Bedenken erschließen kann.

Im Altrezitativ des ersten Teiles – gerade gehört – heißt es: „(Du hast uns) deinen Geist geschenkt, der stets in unserm Geiste schwebet.“ „Mutter Geist“, so drückte es schon Graf Zinzendorf bildlich aus. „Mutter Geist“ umfasst uns nicht nur mit ihrer Größe und Gegenwart, sondern sie ist auch in uns der kleine Funke der Liebe, das Manna, mit dem uns Christus speist: „Damit sich unter uns allhier/Die brüderliche Treue/Stets stärke und verneue“, wie der Alt in seinem zweiten Rezitativ singen wird. Dass Gott uns

nicht allein als der Schöpfer und Erhalter begegnet, dass wir Christus als den Versöhner nicht in großem geschichtlichen Abstand halten, sondern dass wir den lebendigen geistvollen und Liebe wirkenden Gott gegenwärtig erfahren dürfen, dafür steht der Geist der Liebe, der schon Vater und Sohn verbindet. Er allein lässt uns immer wieder Hoffnung schöpfen in einer Welt, in der Gespräche immer wieder an uns und unseren Fehlern zu scheitern drohen, in der aber nichts so dringlich ist wie die Menschen, die vom Pfingstgeist bewegt sind. Er allein ist die Kraft, die Verständigung zwischen Völkern und Gläubigen ermöglicht, eine Verständigung mit Respekt vor anderen, zugleich aber auch mit der Bitte um Respekt vor dem, was uns heilig ist.

In diesem Sinne bitten wir mit den Worten, mit denen der Chor die Kantate beenden wird: Uns segne Vater und der Sohn, uns segne Gott, der Heilige Geist, dem alle Welt die Ehre tu, für ihm sich fürchte allermeist und sprech von Herzen Amen